

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 54 (1998)
Heft: 3

Artikel: Zur Schreibung der deutschen Sprache vor Konrad Duden
Autor: Frech, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Schreibung der deutschen Sprache vor Konrad Duden

Von Stephan Frech

Mit dem Duden liegt dem Sprachbenutzer heute ein handliches Nachschlagewerk zur Rechtschreibung vor. Aber nach welchem Vorbild wurde geschrieben, bevor dieses Werk geboren war? Es waren in der Geschichte des Deutschen Autoren und Gelehrte, die immer wieder eine Vorbildrolle übernommen und damit ein Modell für eine geschriebene Sprachform des Deutschen vorgegeben haben.

Auch wer der Angst vor dem Rotstift des Lehrers längst entwachsen ist, greift hin und wieder zum Duden, um sich der «richtigen» Schreibung eines Wortes zu vergewissern. Der Duden hält fest, was «richtig» und was «falsch» ist in der deutschen Sprache – zumindest in den Händen von Pedanten, «wenigstens bisher», nach Meinung der Sprachpuristen. Auf dem Hintergrund der Entstehung des Deutschen ist der Duden jedoch weit mehr als nur ein sprachliches Regelwerk. Mit der zweiten Orthographie-Konferenz von 1901, an der sich Deutschland, Österreich und die Schweiz beteiligten, konnte eine einheitliche schriftliche Norm eingeführt werden, die in ihrer überstaatlichen Gültigkeit einen Höhepunkt und vorläufigen Abschluss im Normierungsprozess der deutschen Sprache markierte. Diese Norm konnte sich durchsetzen, weil sie von den beteiligten Ländern Europas gemeinsam getragen wurde.

Norm und Lizenz

Aus sprachhistorischer Sicht findet mit der Einführung der neuen Rechtschreibung ein vorsichtiger, vielleicht sogar zaghafter Wechsel der Normen statt. Die Kategorien «richtig / falsch» geben sprachgeschichtlich wenig her. Mit dem Übergang zur neuen Schreibregelung zeichnet sich ein Sprachwandel ab, bei dem sich Norm und Lizenz ablösen. Unter Lizenz fallen dabei Regelungen, die von der bisher gültigen Norm abweichen. Als Beispiel sei *Fon* für «Telefon» angeführt, das in Anlehnung zum *Fax* und unter dem Einfluss des Englischen entstanden ist. Das avantgardistisch anmutende *Fon* hat im neuen Duden bereits Eingang gefunden. Zwischen alter und neuer Norm befindet sich die deutsche Sprache heute in einer Über-

gangsphase. Ältere Schreibweisen wie *Telephon* werden zu Lizenzen, die mit dem Merkmal «veraltet» auf einen zurückliegenden Sprachstand verweisen. Bekannte Streitfälle wie die Kleinschreibung der Substantive – für viele ein Desiderat, das schon Jacob Grimm («warum soll in der schrift aller unrat bleiben?») ausgesprochen hat – bleiben weiterhin als alternative Schreibweisen bestehen, die den einzelnen Sprachbenützern zwar offenstehen, laut Duden aber «falsch» sind. – Scharfzüngiger als Erasmus von Rotterdam hat sich wohl niemand zu Normverstößen geäussert: *Non offenditur deus soloecismis, at idem non delectatur* («Gott beleidigen Sprachfehler zwar nicht, aber sie erfreuen ihn auch nicht»).

Historische Tendenzen zu einer überregionalen Sprachform des Deutschen

Die Herausbildung der deutschen Sprache, wie sie heute gesprochen und geschrieben wird, ist Gegenstand umfangreicher sprachgeschichtlicher Darstellungen, in denen der Duden nur ein Kapitel unter anderen füllt. Als Vorgänger Konrad Dudens sind im frühen 16. Jahrhundert die Verfasser von Orthographielehren wie Valentin Ickelsamer, Johann Kolross, Fabian Frangk oder die Grammatiker von Justus Georg Schottelius, Johann Christian Gottsched bis zu Johann Christoph Adelung im 17. und 18. Jahrhundert zu nennen. Tendenzen, die auf eine Vereinheitlichung der geschriebenen deutschen Sprache hinweisen, sind bereits in den frühen Epochen des Deutschen erkennbar. So verlieren sich im Althochdeutschen konkurrenzierende Übersetzungsäquivalente wie ahd. *heilag* vs. *wih* für lat. *sanctus* oder ahd. *herro* vs. *fro* und *truhtin* für lat. *dominus* zugunsten von *heilig* bzw. *Herr*, die überregional angenommen werden und bis heute fest im Kirchenwortschatz verankert sind. Ahd. *fro* bzw. *wih* finden sich noch als verdunkelte Relikte in Komposita wie *Fronleichnam* oder *Weihnacht*. Vereinheitlichende Tendenzen gehen im Mittelhochdeutschen besonders von der sog. höfischen Sprache aus, und in der Renaissance verdienen die humanistischen Buchdrucker Anerkennung, sich um eine überregionale Sprachform bemüht zu haben. Dass sich die Drucker dabei durchaus auch von wirtschaftlichen Überlegungen leiten liessen – sie konnten damit einen grösseren Absatzmarkt ins Auge fassen –, sei hier nur am Rande vermerkt.

Auf diesem Hintergrund kristallisieren sich in der Geschichte des Deutschen immer wieder einzelne Persönlichkeiten heraus, die mit ihrer Sprache eine entscheidende Vorbildrolle spielen. Vier von

ihnen – Otfrid von Weissenburg, Notker III. von St. Gallen, Martin Luther und Jacob Grimm – möchte dieser Aufsatz anhand ihrer Sprachreflexionen näher vorstellen.

Anfänge der Verschriftung des Deutschen

Die ersten deutschsprachigen Texte erscheinen gegen Ende des 8. und zu Beginn des 9. Jahrhunderts in althochdeutscher Sprache. Das Althochdeutsche ist noch keine in sich geschlossene Sprachform. Anstelle einer Norm steht eine Vielzahl von Sprachformen und Stammesdialekten. Mit Althochdeutsch bezeichnet man die regionalen Sprachformen der Franken, der Baiern, der Langobarden oder der Alemannen und ihre Sprachzeugnisse, die etwa in der Zeit von 750 bis 1050 entstanden sind. Deutsch schreiben heisst, in der Sprache des Volkes schreiben. Auf dem Hintergrund der lateinischen Schriftkultur bedeutet dies einen Neuanfang, der sich mehrmals an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten wiederholt. Der Gebrauch der Volkssprache anstelle von Latein war noch so ungewöhnlich, dass sich Otfrid von Weissenburg oder Notker III. von St. Gallen für die getroffene Sprachwahl – im Sinne einer Lizenz gegenüber dem Lateinischen – rechtfertigten.

Otfrid von Weissenburg

Otfrid von Weissenburg (um 800 – nach 870) ist der erste mit Namen bekannte Dichter des Deutschen. Zwischen 863 und 871 hat der Mönch ein Evangelienbuch in Endreimen verfasst, das dichterisch das Leben Jesu nacherzählt. Unter dem lateinischen Titel *Cur scriptor hunc librum theotisce dictauerit* («Warum der Autor dieses Buch volkssprachlich verfasst hat») führt Otfrid aus, warum er das Evangelienbuch in seiner fränkischen Stammessprache abgefasst habe. Nach einem Hinweis, dass auch andere bereits in ihrer Muttersprache schreiben, stellt Otfrid die rhetorische Frage:

*Uuánana sculun Fráncón éinon thaz biuuánkon,
ni sie in frénkiskon bigínnen, sie gotes lób singen?
(«Warum sollen die Franken als einzige davon absehen,
das Lob Gottes in fränkischer Sprache zu singen?»)*

Otfrid setzt hier die Volkssprache, die er im lateinischen Titel («*theotisce*») nennt, mit seiner eigenen Sprache, dem Fränkischen, gleich.

Notker III. von St. Gallen

Auch Notker III., Labeo oder Teutonicus, von St. Gallen (ca. 950 bis 1022) verteidigt etwa hundert Jahre später den Gebrauch der deutschen Volkssprache. Seine althochdeutschen Übersetzungen rechtfertigt er in einem lateinischen Brief, den er an Bischof Hugo II. von Sitten sandte. Noch immer ist also der Gebrauch der – hier alemannischen – Volks- sprache als Lizenz gegenüber der lateinischen Buchsprache zu sehen. Die verdeutschten Texte sollen den Klosterschülern helfen, die lateini- schen Originale besser zu verstehen. Er habe deshalb gewagt, schreibt Notker an Hugo, *etwas nahezu Ungewöhnliches zu unternehmen, indem ich lateinische Schriften in unsere Sprache [d.h. Alemannisch] übersetzte.* Wie befremdend deutschsprachige Texte noch immer gewesen sein müssen, geht aus einem anderen Abschnitt des Briefes hervor. Notker warnt Hugo von Sitten vor dem Neuen, das der Gewöhnung bedarf: *Denn noch weiss ich, dass ihr [vor meinen Übersetzungen] wie vor etwas Un- gewohntem zurückschrecken werdet. Aber nach und nach werden sie sich euch selbst empfehlen, und ihr werdet durchaus in der Lage sein, sie zu lesen und zu verstehen, weil in der Muttersprache schneller begriffen wird, was in einer fremden Sprache entweder kaum oder unvollständig verstanden wird. Man muss aber wissen, dass man die deutschen Wörter nicht ohne Akzent schreiben darf, die Artikel ausgenommen; nur sie werden ohne Akzent, Akut und Zirkumflex, gesprochen.* Bemerkenswert ist, dass Notker mit den Akzenten die Betonung deutscher Wörter mar- kiert, worin sich das Deutsche bekanntlich grundlegend von der latei- nischen Aussprache unterscheidet. Hier findet sich eine fröhe Anwei- sung zur «richtigen» Schreibung des Deutschen. Notker hört und berücksichtigt sehr genau die Eigenheiten seiner alemannischen Um- gangssprache. Wie einige der grossen Dialektologen unseres Jahrhun- derts lauscht Notker mit der Hand am Ohr darauf, wie sich die Wörter beim Sprechen je nach ihrer Umgebung verändern. Eine Eigenheit der Sprache Notkers – das sog. Notkersche Anlautgesetz – besteht darin, dass er Wörtern, die mit einem Verschlusslaut (*p, t, k, b, d, g*) beginnen, alternative Schreibweisen zuordnet. Die stimmlosen Varianten mit *p, t, k* finden sich am Satzanfang, im Satz nach Wörtern mit stimmlosem Ausgang (*Tes koldes...*) sowie an der Wortgrenze von Komposita (*Not- ker*). Die stimmhaften Laute (*b, d, g*) stehen im Anlaut nach Vokal oder *l, m, r, n* (*unde demo golde*). So, wie beim Sprechen Wörter miteinan- der verschmelzen, gibt Notker die Lautqualität in seiner verschrifteten Sprache wieder. Eine satzphonologische Erscheinung, die bereits in der altindischen Grammatik als Sandhi beschrieben wurde. – Auch bei Martin Luther kann ein Wort durchaus noch verschieden geschrieben werden. So finden sich in Luthers Schriften für den Ortsnamen Wit- tenberg 17 verschiedene Schreibweisen.

Martin Luther

Der Reformator Martin Luther (1483–1546) übersetzt als erster die Bibel aus der griechischen und hebräischen Ursprache ins Deutsche. Alle früher gedruckten deutschen Bibeln folgen der lateinischen Bibel, der Vulgata. Die Bedeutung und Vorbildwirkung von Martin Luthers Bibelübersetzung ist in der Forschung zwar unbestritten, sie wird jedoch unterschiedlich gewichtet. Als Voraussetzung für Luthers Erfolg ist die bereits gut entwickelte Schreibsprache der wettinischen Kanzlei zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu sehen. Bekannt ist Luthers Ausspruch, der in einer lateinisch-deutschen Sprachform überliefert ist: *Nullam certam linguam Germanice habeo, sed communem ut me intelligere possint ex superiori et inferiori Germania. Ich rede nach der Sechsischen cantzley...*, was zu deutsch heisst: «Ich habe keine bestimmte Sprach[form] des Deutschen, sondern eine gemeinsame [i.S.v. allgemein verständliche Sprache], damit man mich im hoch- und niederdeutschen Sprachraum verstehen kann. Ich spreche [und schreibe die Sprachform] der Sächsischen Kanzleisprache». Luther will im Norden und im Süden des deutschen Sprachraumes verstanden werden. Er stellt diesen Anspruch besonders an seine geschriebene Sprache. Immer wieder überarbeitet er seine Übersetzung. Sein Ringen um einen verständlichen deutschen Bibel-Text dokumentiert Luther eindrücklich im «Sendbrief vom Dolmetschen», doch richtet er seine Aufmerksamkeit stärker auch auf die äussere Sprachform. Luther folgt zunehmend dem Grundsatz, jedem Wort eine eigene Schreibweise zuzuordnen. Folgende Anordnung zum Druck wird Luther zugeschrieben: alle Wörter ... *mit rechten / eigenen vnd gebürlichen Buchstaben / zu drücken*. Damit können gleichlautende Wörter wie *Weise / Waise* oder *mehr / Meer* voneinander unterschieden werden. – Der Vergleich zwischen der Erstübersetzung des Neuen Testaments von 1522, dem sogenannten September-Testament, und den Überarbeitungen der Bibel von 1534 und 1545 zeigt die zunehmende Tendenz zur Grossschreibung der Hauptwörter deutlich auf; in Luthers späten Schriften werden bereits 80% der Substantive gross geschrieben.

Magnificat (Lukas 1,46)

- 1522 Meyne seele erhebt den herrn
- 1534 Meine seele erhebt den Herrn
- 1545 MEine Seele erhebt den HERRN

Klar sticht die Grossschreibung der Hauptwörter heraus. Dient die Majuskel 1522 noch dazu, den Satzanfang herauszuheben, wird in der Bibel von 1534 bereits *Herrn* gross geschrieben, *seele* aber bleibt

klein. Denn gross geschrieben wird, was wichtig ist. 1545 werden alle Substantive mit Majuskeln gesetzt, zusätzlich zeichnen jetzt mehrere Majuskeln wichtige Begriffe (HERRN) sowie den Anfang des Magnificats MEine aus. – Im 17. Jahrhundert hat sich die Grossschreibung der Hauptwörter bereits so stark durchgesetzt, dass die Majuskel zur Regel geworden ist.

Jacob Grimm

Am Schluss dieser kurzen Darstellung sei Jacob Grimm (1785–1863) erwähnt mit seinem Aufruf zur Normierung einer Lizenz, die wohl noch heute als die ketzerischste gelten darf: die Kleinschreibung der Hauptwörter. Ungewohnt bissige Töne finden sich 1854 in der Einleitung zum ersten Band des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob und Wilhelm Grimm: *Es verstand sich fast von selbst, dasz die ungestalte und häszliche schrift [die Fraktur], die noch immer unsere meisten bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten völker von auszen barbarisch erscheinen lässt ,... beseitigt bleiben muste. Leider nennt man diese verdorbne und geschmacklose schrift sogar eine deutsche.* Jacob Grimm nennt dann auch die Nachteile der Frakturschrift: *sie ist zumal in der majuskel unförmlich und das auge beleidigend. ... die umgedrehte behauptung, dasz diese schrift dem auge wol thue, geht blosz aus übler und träger gewohnheit hervor. ... [Die Frakturschrift] ist es, die den albernen gebrauch groszer buchstaben für alle substantiva veranlaszt hat.* Grimm stösst sich vor allem am *verschnörkelten* und *verknorzten* Aussehen der Frakturschrift. Nach einem Hinweis darauf, dass die Majuskel ursprünglich der Hervorhebung insbesondere der Eigennamen diente und ihr Gebrauch – Grimm nennt es sogar *misbrauch* – im 16. Jahrhundert manieristisch auf Hauptwörter ausgeweitet wurde, meint Grimm: *hat nur ein einziges geschlecht der neuen schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein hahn nach der alten krähen.*

Otfrid, Notker, Luther, Grimm – vier Persönlichkeiten aus 1000 Jahren deutscher Sprachgeschichte, die bedeutende Zeugnisse der Sprachreflexion hinterlassen haben. Sie verbindet, dass sie ihr Werk rechtfertigen mussten. Weil sie in ihrer Zeit ausserhalb der Tradition – und damit ausserhalb der Norm – gestanden haben! Sie verbindet insbesondere, dass sie sich die Freiheit genommen haben, ihre Ideen zu verwirklichen. Dass sie es getan haben!

(Dieser Beitrag ist in leicht veränderter Form im «Wochenend Journal» der «Neuen Luzerner Zeitung» vom 20. September 1997 erschienen.)